

Thomas Nitschke
Kulturphilosophisch Wandern

Thomas Nitschke

**KULTURPHILOSOPHISCH
WANDERN**

*Auf dem Jakobsweg
durch Sachsen*

THELEM
2024

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available at <http://dnb.d-nb.de>.

ISBN 978–3–95908–650–9

© 2024 Thelem Universitätsverlag
und Buchhandlung GmbH & Co. KG
Dresden und München
www.thelem.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Gesamtherstellung: Thelem

Umschlagbilder: Franziska Stöber

Abbildungen Innenteil:

Holger Simmat: Abb. 1, 5, 7, 8, 10, 11, 13

Bea Nielsen: Abb. 15-23, 25

Abbildung 14 mit freundlicher Genehmigung der Jakob Böhme Gesellschaft.

Alle übrigen Abbildungen sind im Privatbesitz des Autors.

Made in Germany

Inhalt

Teil I »Ich bleib lieber hier« (2012)

Vorwort zum 1. Band (2012)	12
1. Kapitel (Von Görlitz bis Melaune)	16
2. Kapitel (Von Melaune nach Bautzen)	32
3. Kapitel (Von Bautzen bis Sankt Marienstern).....	56
4. Kapitel (Von Sankt Marienstern nach Schwosdorf).....	67
5. Kapitel (Von Schwosdorf bis Schönhofeld)	84
6. Kapitel (Von Schönhofeld bis Zeithain).....	96
7. Kapitel (Von Zeithain nach Dahlen)	119
8. Kapitel (Von Dahlen nach Nepperwitz).....	143
9. Kapitel (Von Nepperwitz nach Leipzig-Sommerfeld)	150
10. Kapitel (Von Leipzig nach Kleinliebenau)	160
Literaturverzeichnis: Band 1 (2012).....	172
Abbildungen zu Teil 1	182

Teil II Kulturphilosophisch Wandern (2024)

Prolog.....	190
1. Kapitel (Von Görlitz nach Arnsdorf)	210
2. Kapitel (Von Arnsdorf nach Bautzen)	217
3. Kapitel (Von Bautzen nach Crostwitz)	233
4. Kapitel (Von Crostwitz nach Königsbrück).....	242
5. Kapitel (Von Königsbrück bis Schönhofeld/Großenhain)	257
6. Kapitel (Von Großenhain nach Glaubitz bei Riesa).....	262
7. Kapitel (Von Glaubitz bei Riesa nach Lampertswalde)	267
8. Kapitel (Von Lampertswalde nach Nepperwitz)	274
9. Kapitel (Von Nepperwitz nach Leipzig-Sommerfeld)	282
10. Kapitel (Von Leipzig nach Kleinliebenau)	294
Literaturverzeichnis: Band 2 (2024).....	299
Abbildungen zu Teil 2	310

Teil I

»Ich bleib lieber hier«

(2012)

Ich bleib‘ lieber hier,

im vom Weltmeer verschlungenen Boot,
in dem es Geschichten gibt und eine Geschichte,
in dem ein Traum zum Alptraum wurde
und das sich von links nach rechts
zu neigen droht.

Vorwort zum 1. Band (2012)

Hape Kerkerlings Pilgerbuch kennt fast jeder: Hape war »dann mal weg«. Um jedoch wegzukommen, flog er zunächst nach Bordeaux, um von dort mit dem Zug zur französisch-spanischen Grenze zu fahren. Erst von dort pilgerte er auf dem spanischen Teil des Jakobsweges bis zur Kathedrale in Santiago de Compostela, die sich nur wenige Kilometer entfernt vom Kap Finisterre, dem Ende des Jakobsweges und dem früheren Ende der Welt, befindet. Die Vorstellungen von der Gestalt der Erde haben sich seit dem Mittelalter jedoch geändert, denn wenn heute jemand vom »Ende der Welt« spricht, denkt er wohl zuerst an den Osten und erst dann an die Himmelsrichtung, in der die Sonne untergeht.

Ich lese Hapes Buch, als ich an einem Sonntagvormittag in meiner Heimatstadt den Zug besteige. Im Gegensatz zu ihm fliege ich jedoch nicht westwärts, sondern fahre ostwärts und gelange nach Görlitz, dem Ausgangsort meiner zehntägigen Tour. Dabei hätte ich bei genauerer Überlegung eigentlich bis nach Kiew fahren müssen, denn Pilger waren einst auch vom Dnepr in Richtung Westen bis nach Spanien gewandert. Aber das Mittelalter, in dem es normal war, dass ein Pilger die vor ihm liegende Strecke zu Fuß bewältigt und dafür mehrere Monate benötigt, ist längst vorbei. Ich habe nur zehn Tage Zeit, auch bin ich eher atheistisch gesinnt und philosophisch interessiert, also kein religiöser Pilger und auch kein Mönch, der Buße übt oder von seinem Abt zur spirituellen Weiterbildung auf den Pilgerweg geschickt wurde. Was also suche ich auf dem Jakobsweg? Was treibt mich fort? Warum mache ich diese Reise?

Ich weiß, dass die Pyrenäen viel höher sind als die Oberlausitzer Berge, und ebenso bin ich mir sicher, dass der Bautzner Dom nicht mit der Größe und Erhabenheit der Kathedrale von Burgos mithalten kann. Mir ist klar, dass die Namen der im nördlichen Spanien liegenden Städte Pamplona, Logrono und Leon bedeutender klingen als die der sächsischen Städte Weißenberg, Dahlen oder Nepperwitz. Auch wird die Brücke Puente la Reina, über die der spanische Pilgerweg führt, dem im Westen kultivierten Bildungsbürger mehr sagen als die Muldenbrücke bei Wurzen. Und dennoch, trotz dieser Vorbehalte, werde ich zehn Tage auf dem sächsischen Teil der Via Regia wandern. Ich werde wahrscheinlich weniger Pilger treffen als in Spanien, dafür aber souveräner über Raum und Zeit verfügen sowie Ziele, Routen und Pausen selbst bestimmen können. Ich werde in meinem eigenen Tempo zweihundert Kilometer weit pilgern und mir Zeit nehmen für die am Weg wohnenden Menschen und die Natur. Ich werde die durch das Pilgern und Wandern erzeugte Entschleunigung und die bewusst genommene Auszeit vom Alltag genießen und mich nicht gegen den Staub der Straßen wehren. Ich werde ihn annehmen und ihn abends in meiner Lunge und an meinen Beinen spüren. Ich werde durch die sächsische Heimat wandern und mit einem wachen Blick auf die mich umgebende Landschaft schauen. Dabei hoffe ich auf neue Einsichten und unerwartete Entdeckungen, habe ich doch als Sonntagstourist die meisten Städte und Orte bereits besucht.

Vor allem jedoch hoffe ich auf kulturphilosophische Erkenntnisse – schließlich lobpreisten so manche Schriftsteller und Philosophen das mehrtägige oder mehrwöchige einsame Wandern und machten die damit verbundene existenzielle Geworfenheit des Individuums auf die natürliche Ursprünglichkeit zur Grundlage ihres Denkens. Johann Gottfried Seume beispielsweise brach 1801 in Grimma auf, wanderte vom Muldental bis nach Sizilien und begründete mit dem Buch »Spaziergang nach Syrakus« die moderne Reiseliteratur mit. Einige gingen wie er eines Tages einfach los, und viele kamen wesensverändert von ihrer Tour zurück – so zum Beispiel der Dichter Friedrich Hölderlin, der im gleichen Jahr vom schweizerischen Hauptwil zu Fuß bis nach Bordeaux wanderte und von dort zurück nach Stuttgart. Friedrich Nietzsche und Hermann Hesse – kulturkritisch und lebensreformerisch gesinnt – hofften, beim einsamen Wandern das Ich in seiner Natürlichkeit und Ursprünglichkeit zu finden und sich von gesellschaftlichen Zwängen zu befreien.

Lebensreformerische Ideen und kulturkritische Gedanken sind heute, so behaupte ich, ebenso aktuell wie vor einhundert Jahren – und zudem kann die »Kritische Theorie« des 1923 von Max Horkheimer in Frankfurt am Main gegründeten Instituts für Sozialforschung mit ihrer dialektischen

Methode diese fruchtbar ergänzen. Denn schon damals, als sich Johann Gottfried Seume und Friedrich Hölderlin zu Beginn des 19. Jahrhunderts und später Friedrich Nietzsche und Hermann Hesse und viele andere bewusst von der Bürgerlichkeit abwandten, dem Natürlichen und Ursprünglichen vertrauten, ins Ungewisse aufbrachen und mit einem Stab in der Hand und einem Rucksack auf dem Rücken einfach loswanderten, gerieten sie damit in einen Widerspruch zum jeweiligen Zeitgeist und zu den führenden Vertretern der zunächst konservativ-feudalen und später bürgerlich-liberalen Gesellschaft. Dazu beigetragen hat, dass die im Zeitalter der Aufklärung als Gegenbewegung aufgekommene romantisierende Naturbeschreibung sich häufig mit nationalistischen Verklärungen und mit Volkstümelei zierte, doch auch in der heutigen bürgerlich-liberalen Gesellschaft, in der Konkurrenzdenken und Egoismen, effizientes Denken und Handeln sowie der Drang zur Selbstoptimierung viele Menschen auch beim Aufenthalt in der Natur begleiten, geriet und gerät das selbstlose und ziellose Wandern zunehmend in Erklärungsnot.

Liberales Denken und kapitalistisches Handeln sind en vogue: Gepriesen wird wirtschaftliches Wachstum, und auch der damit verbundene technische Fortschritt wird eindimensional gedeutet – nämlich, wie vor einhundert Jahren, naturwissenschaftlich-positivistisch. Dieses Denken und Handeln offenbart sich auch in der gegenwärtigen Geschichtsdeutung, die – wie zum Beispiel der amerikanische Politikwissenschaftler Francis Fukuyama in seinem Buchtitel – selbstbewusst das »Ende der Geschichte« verkündet und damit den globalen Siegeszug des bürgerlichen Liberalismus meint. Dabei ignoriert diese Deutung bereits 1992, im Jahr der Veröffentlichung des Buches, vorhandene gesellschaftliche Widersprüche. Zu ihnen gehört zum Beispiel die Tatsache, dass der gegenwärtige Kapitalismus – wie der US-amerikanische Literaturwissenschaftler Michael Hardt und der italienische Philosoph Antonio Negri nur acht Jahre später in ihrem 2000 veröffentlichten Gemeinschaftswerk »Empire. Die neue Weltordnung« eindrucksvoll nachwiesen – zwar subtiler als im frühen 19. und im frühen 20. Jahrhundert wirkt, aber noch immer den in westeuropäischen und nordamerikanischen Großstädten lebenden Menschen immensen Reichtum und gesellschaftlichen Aufstieg ermöglicht, andererseits aber der Mehrheit der in den peripheren und ländlichen Regionen sowie in unterentwickelten Ländern lebenden Menschen diese Chancen vorenthält. Und obwohl diese, die westliche Welt seit mehr als 200 Jahren prägende Gesellschaftsform – global betrachtet – großes Leid sowie soziale und kulturelle Ungleichheiten erzeugte und erzeugt, verdrängen führende Vertreter der gegenwärtigen neoliberalen Gesellschaft die Existenz und Lösung der sozialen Frage, indem sie die Bewertung moralischer Fragen zum obersten

Postulat erheben und Fragen zur Gerechtigkeit einseitig bewerten, nämlich vor allem im Sinne der rechtsstaatlichen Justiz. Ihnen gilt es offenbar als Naturgesetz, dass sich die gesellschaftliche Schere zwischen Arm und Reich stetig weiter öffnet und es in den westlich geprägten städtischen Ballungszentren als schick und erstrebenswert gilt, Millionär zu werden oder gar Milliardär zu sein.

Ja, neoliberale Normen und Werte prägen – zum Beispiel dem US-amerikanischen Sprachwissenschaftler und politische Publizisten Noam Chomsky und dem britischen Politikwissenschaftler und Soziologen Colin Crouch zufolge – die gegenwärtige westliche Gesellschaft. Seitdem der Sozialismus spätestens 1989 in seiner real existierenden Form scheiterte und sich von einer Wissenschaft wieder zu einer Utopie entwickelte, sind sie Teil des Mainstreams und zu Grundlagen sogenannter moderner Lebensstile geworden. Denn nachdem der Kapitalismus und der damit verbundene wirtschaftliche Liberalismus seine einstigen Sklaven, die billigen Arbeitskräfte, als ehrbare Konsumenten mit wunderbarer Kaufkraft entdeckte, begründen im großstädtischen, bildungsbürgerlichen Milieu nun Übungen zur Vermarktung und persönlichen Perfektionierung kulturelle Werte und zieren gesellschaftliche Normen – um im Arbeitsleben gegenüber der Konkurrenz zu bestehen sowie Bekannte und Freunde zu beeindrucken. Die Mehrheit der in den großstädtischen Ballungszentren lebenden Menschen zollt dem Anerkennung, es ist angesagt – ebenso wie der Drang und die Angewohnheit, sich beinahe ausschließlich digital zu informieren und zu kommunizieren. Ich jedoch möchte auf solche vom Zeitgeist festgelegten Werte und Normen wenigstens für eine kurze Zeit verzichten, möchte mich freimachen davon – und von den damit verbundenen Erwartungen, Ängsten und Zwängen. Um mit dem nötigen Abstand darüber nachdenken und schreiben zu können, benötige ich eine längere Auszeit – oder eine mehrwöchige Wanderung. Ich entscheide mich für das Pilgern: das Pilgern auf dem Jakobsweg.

Die Pilgertour, die ich im Herbst 2012 an einem Sonntagvormittag in Görlitz beginne, wird mich auf dem sächsischen Teil der Via Regia über die Königshainer Berge bis nach Bautzen führen. Vom Herzen der Oberlausitz werde ich westwärts wandern bis nach Kamenz und Großhain – und schließlich, am Rand der Lommatzcher Pflüge, bis in die Leipziger Tieflandsbucht. Mit der Elbe und der Mulde werde ich die beiden größten sächsischen Flüsse überqueren, bevor ich Leipzig erreiche. Und von dieser Stadt, in der am 9. Oktober 1989 mehr als 70.000 Menschen mutig und friedlich gegen die Allmacht einer Partei und für bürgerliche Grundrechte demonstrierten, sind es nur noch 15 Kilometer bis nach Kleinliebenau, dem Ziel meiner Reise.

1. Kapitel (Von Görlitz bis Melaune)

Von einem Schuster, der zum Philosophen wird, von philosophischen Holzwegen und vom deutschen Wald

Es ist Herbst 2012 – Herbst in Sachsen. An einem Sonntagvormittag verlasse ich den Bahnhof in Görlitz und gehe durch die Straßen der Altstadt bis zum Ufer der Neiße. Obwohl der Fluss nur wenige Wochen zuvor an einigen Stellen sein Bett bedrohlich verließ und die Stadt in helle Aufregung versetzte, spüre ich von der einstigen Hektik und Unruhe nichts mehr: Gemächlich und gelassen fließt die Neiße dahin. Ebenso gelassen wirken die Einwohner der Stadt auf mich, die scheinbar wie nach einer geheimen Abstimmung beschlossen haben, die Straßen und Plätze zu meiden, und sich in ihre Wohnhäuser zurückgezogen haben, obwohl noch immer jeden Tag die Sonne scheint. Ich ziehe mich jedoch noch nicht in die Einsamkeit des Pilgerns zurück, sondern überquere in Erwartung einer faszinierenden Ausstellung die Fußgängerbrücke über die Neiße und gehe dann stromaufwärts bis zum ehemaligen Wohnhaus von Jakob Böhme, den Friedrich Wilhelm Hegel einst bewundernd den »Philosophus Teutonicus« nannte, den »ersten deutschen Philosophen«.

Der für seine Geschicklichkeit und Tüchtigkeit in der Stadt anerkannte Handwerksmeister bewies vor mehr als 400 Jahren, dass Sprichwörter nicht immer stimmen. Denn wenn er das Sprichwort »Schuster, bleib' bei deinen Leisten« beachtet hätte, dann wäre er sein Leben lang ein Schuster geblieben. Dies hätte nicht nur für ihn unabsehbare Folgen gehabt: Hegel hätte sich einen anderen »ersten deutschen Philosophen« suchen müssen, und das vorliegende Buch hätte ein anders gestaltetes erstes Kapitel erhalten. Da sich Böhme jedoch weder um Sprichwörter noch um die unmittelbaren Meinungen vieler seiner Zeitgenossen kümmerte, sondern bereits vor mehr als vierhundert Jahren den aufrechten, freien und selbstbewussten Gang beschrieb und wagte, dient er nun zu Recht als Grundlage für dieses erste Kapitel.

Zu Böhmens Lebzeiten – in den beiden Jahrzehnten vor und nach 1600 – sonnte sich Görlitz im Licht des Wohlstands einer angesehenen und einflussreichen Bürger- und Handelsstadt. Besonderer Ausdruck des städtischen Reichtums, der vor allem auf dem traditionellen Tuch- und Leinenhandel beruhte, sind die erst wenige Jahrzehnte zuvor im Renais-

sancestil errichtete Freitreppe und die Verkündungskanzel am Rathaus. Dies ist durchaus bemerkenswert, da gerade die in jenem Stil in Mitteldeutschland erbauten Rathäuser, wie zum Beispiel das alte Rathaus in Leipzig und das Rathaus in Pegau an der Weißen Elster, das erwachte Selbstbewusstsein des städtischen Bürgertums gegenüber der traditionellen Herrschaft des feudalen Adels und des Klerus symbolisierten.

In einem für meine zehntägige Wanderung gekauften Reiseführer lese ich, dass der 1575 in Alt-Seidenberg bei Görlitz geborene Böhme oberflächlich betrachtet das Leben eines kleinbürgerlichen Handwerksmeisters führte und zudem ein liebevoller Familienvater, ein Bürger der Stadt und ein Mitglied der evangelischen Kirchengemeinde war. Die an ihn gestellten gesellschaftlichen und beruflichen Erwartungen und Anforderungen schienen für alle Zeiten wie in Stein gemeißelt und unverrückbar – insbesondere bei der zu jener Zeit für die meisten Menschen begrenzten Mobilität und der gegenseitigen Abgrenzung der Stände. Ebenso war ihm wohl bewusst, dass er die von der protestantischen Orthodoxie vorgeschriebenen religiösen Normen nicht ungestraft verändern durfte. Als ein rechtschaffender Bürger der Stadt soll er sich an die von Adel und Klerus vorgeschriebenen Regeln gehalten und sie scheinbar widerspruchlos hingenommen haben.

Die von der Obrigkeit geforderte und von den meisten seiner Mitmenschen nicht hinterfragte Akzeptanz der gesellschaftlichen Ordnung und der damit verbundenen Gewohnheiten wäre wahrscheinlich bestimmend für sein ganzes Leben geworden, wenn er nicht eines Tages, noch als junger Mann, eine religiöse Erweckung erlebt hätte. Dieses spirituelle Erlebnis erschütterte seine bisherige Existenz. Jakob Böhme dachte und handelte fortan als ein »freier Geist«, und als freigeistig erweisen sich auch seine Schriften.

Als ein »freier Geist« suchte er nun selbstständig nach der Substanz und den Prinzipien des Göttlichen. Er zweifelte an den von der Amtskirche verkündeten theologischen Deutungen und geriet in einen Konflikt zwischen der äußeren, gesellschaftlichen Welt und dem inneren Streben nach persönlicher Freiheit im Handeln und im Glauben. Böhme, so wird mir bewusst, war ein früher Vertreter des modernen Menschen, der im Sinne der Aufklärung zunächst seinem eigenen Verstand vertraut und sich erst dann an den herrschenden gesellschaftlichen Werten und Normen orientiert.

Indem er sein frühzeitiges religiöses Erweckungserlebnis zunächst für sich behielt, bewies er durchaus politische Weitsicht: Die von Martin Luther in Wittenberg initiierte kirchliche Erneuerung lag noch nicht so weit zurück, als dass sich die nur wenige Jahrzehnte vor Böhmens Geburt

auch in Görlitz an die Macht gelangte protestantische Geistlichkeit ihrer neuen Position bereits uneingeschränkt sicher hätte sein können. Und die in Trient bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von der katholischen Kirche forcierte Gegenreformation gewann zu jener Zeit auch in den deutschen Ländern mehr und mehr an Einfluss.

Über Böhme nachdenkend, betrete ich das zu einem Museum umgebaute Wohnhaus. Im Erdgeschoss, wo sein Arbeitszimmer eingerichtet ist, gerate ich unvermittelt in eine Touristengruppe, die von einem mit ausländischem Akzent sprechenden älteren Mann geführt wird, der sich im Verlauf der Führung als ein pensionierter Lehrer aus Polen zu erkennen gibt. Er bittet die Teilnehmer der Reisegruppe, sich vorzustellen, dass an einem im Zimmer stehenden hölzernen Schreibtisch einst Jakob Böhme gesessen haben könnte. Um diese Vorstellung zu veranschaulichen, setzt sich der Mann auf einen vor dem Schreibtisch stehenden Stuhl und zeigt auf ein an der Wand über dem Schreibtisch hängendes Bild. Es ist das Porträt eines Mannes von kleiner Statur – knochiges Gesicht, leicht hervorstehende Augen, langes strähniges Haar. Der Museumsführer erklärt, dass dieser unscheinbare, in der bürgerlichen Tracht des 17. Jahrhunderts gekleidete Mann im Alter von fast vierzig Jahren mit seiner Schrift »Aurora oder Morgenröte im Aufgang« die lutherische Orthodoxie herausforderte. Er greift in seine Aktentasche und zeigt den Touristen eine moderne Ausgabe der erwähnten Schrift. Mit diesem Buch, erklärt er, während er es fast schon kämpferisch wie eine leuchtende Fackel über seinen Kopf hält, habe Böhme seine Zeitgenossen überrascht – und gefordert, dass sie, wenn sie über Gott reden, auch die Kräfte der Natur mit erwähnen sollten: die gesamte Schöpfung, Himmel und Erde, Sterne und Elemente sowie die auf der Erde lebenden Kreaturen. Böhme habe die Menschen ermuntert, sich der jedermann möglichen persönlichen mystischen und spirituellen Begegnung mit Gott nicht zu verschließen und ihn in allen Erscheinungen der Natur zu suchen, statt blind einem von der Kirche gepriesenen und angeblich gütigen und gerechten Gott zu vertrauen.

Besondere Erwähnung verdiene zudem, fährt der Lehrer fort, nachdem er Böhmes Erstlingswerk wieder in die Tasche gelegt hat, Böhmes Schrift »Der Weg zu Christo«, worin er spirituelle Methoden zur Gotteserkenntnis beschrieben habe. Diese Schrift habe in der Öffentlichkeit weitere Aufmerksamkeit erregt und zudem den Widerstand des Görlitzer Stadtpfarrers geweckt. Um Verdächtigungen und möglichen Verhören zu entgehen, sei der Philosoph schließlich nach Dresden geflohen, wo er am Hof des Kurfürsten für eine über Luther hinausgehende Reformation geworben haben soll. Böhmes Hoffnungen auf eine universelle Reformation, die der individuellen mystischen Verinnerlichung eine spirituelle Natur-

betrachtung hinzufügen und mithilfe von pädagogischen und psychologischen Erkenntnissen auch das gesellschaftliche Leben neu ordnen und gestalten sollte, erfüllten sich jedoch nicht. Böhme sei, so behauptet der Lehrer, wohl auch aus Sorge um seine Familie rasch und ohne am Hof Erfolg gehabt zu haben von Dresden nach Görlitz zurückgekehrt. Die in der Stadt herrschenden Vertreter der lutherischen Orthodoxie hätten seine Abwesenheit und sein gesellschaftliches Außenseitertum jedoch für sich genutzt und sich grausam an ihm gerächt. So war der Philosoph auch nach dem Tod des Pfarrers den Anfeindungen der Gemeinde schutzlos ausgeliefert und musste sich einem Glaubensverhör stellen. Dies habe ihn so geschwächt und ruiniert, dass er im Dezember 1624 noch vor dem Weihnachtsfest starb.

Ich frage den Lehrer nach den theologischen Gründen des Konflikts zwischen Böhme und der lutherischen Amtskirche. Er vermutet, dass Böhmes pantheistische Auffassungen den Konflikt beschleunigten. Im Gegensatz zu den Pfarrern der lutherischen Amtskirche, die den Menschen die Lehre vom Glauben an einen strengen, gerechten und allmächtigen Gott predigten, habe Böhme in seinen Schriften darauf hingewiesen, dass jeder Mensch die göttliche Kraft mithilfe spiritueller Erkenntnisse und Fähigkeiten in sich selbst spüren könne. Ohne dass ich ihn danach gefragt hätte, weist der Museumsführer mich darauf hin, dass der Glaube an die Möglichkeit eines individuellen Spiritualismus den philosophierenden Schuster dreihundert Jahre nach dem in Erfurt wirkenden Meister Eckhart zum zweiten Mystiker entlang der Via Regia werden ließ. Was Böhme letztlich in eine offene Gegnerschaft zur lutherischen Amtskirche brachte, sei seine Überzeugung gewesen, dass der Mensch als ein freies Wesen geboren werde und dass er sich und das Wesen Gottes selbst erkennen könne. Der Drang nach Selbst- und Gotteserkenntnis habe Böhme letztlich von der Amtskirche weg- und zu einem selbstbestimmten Leben mit Ahnungen und Erkenntnissen zum menschlichen Seelenleben hingeführt, welche Jahrhunderte später von der modernen Psychologie und Tiefenpsychologie bestätigt wurden.

Dem Museumsbesuch folgt der Besuch einer Imbissstube, die ich, nachdem ich die Neiße erneut überquert hatte und mich wieder auf sächsischem Boden befand, beim Schlendern durch die Görlitzer Altstadt entdeckte. Am Tresen lümmeln zwei Männer, die sich mit ihren Ellbogen abstützen und auf ihr mittägliches Bier warten. Der Gerstensaft wird ihnen von einem dritten Mann gebracht, der mich begrüßt und die gesellige Runde dann komplettiert. Das Trio erinnert mich an die wöchentliche Fernsehreihe, in der Olli Dittrich, alias Dittsche, mit seinen Freunden Ingo und Schildkröte über Gott und die Welt räsoniert. Wahrscheinlich,

so mutmaße ich, entwickelt auch dieses Trio in solchen Augenblicken scheinbar geniale Pläne zur Rettung der Welt oder spinnt abstrus anmutende Verschwörungstheorien.

Ich trete an den Tresen und hoffe, dass mich einer der Männer in ein Gespräch verwickelt. Angeregt vom Freiheitsgefühl der ersten Pilgerschritte beschließe ich, nicht mit den von Schildkröte üblicherweise an Dittsche gerichteten Worten »Halt die Klappe, ich hab' Feierabend!« zu antworten, sondern einem Gespräch gegenüber offen zu sein. Nachdem ich mir ein Brötchen, Wiener Würstchen mit Senf und eine Tasse Kaffee bestellt habe, werde ich tatsächlich von einem der am Nachbartisch stehenden Männer angesprochen. Mit einem Blick auf meinen Rucksack fragt er mich, ob ich ein Pilger sei. Ich bejahe seine Frage und füge hinzu, dass ich in atheistischer Gesinnung unterwegs sei und deshalb die Bezeichnung »Wanderer« auch stimmen würde.

»Einfach losgehen, wie du, müsste man«, sagt er zu mir. »Nicht lange nachdenken, ob überhaupt und wann – einfach dem Wetter und den Füßen vertrauen müsste man. Die Füße wüssten wahrscheinlich eh, wo es für sie am besten ist.«

»Kein Problem«, entgegne ich, und obwohl ich im Stillen denke, dass ich und nicht meine Füße entscheiden, wohin ich die nächsten Tage wandern werde, biete ich ihnen an, mich auf dem Weg nach Leipzig zu begleiten.

»Bis nach Leipzig willst du?«, fragt mich der hinter dem Tresen stehende Mann, der mich an Ingo erinnert. »Das sind ja mehr als zweihundert Kilometer!«

Ich bestätige seine Aussage und erkläre ihm, dass ich hoffe, diese Entfernung stressfrei in zehn gemütlichen Tagesetappen zu bewältigen. Er winkt ab, ebenso seine Freunde. Zehn Tage seien zu viel, sagt er, und außerdem – hier bezieht er seine Freunde in seine Erklärungen mit ein – hätten sie kein Geld für die Übernachtungen und eine richtige Wanderausrüstung; auch hätten sie, so sagt er, noch dies und das zu erledigen und könnten nicht einfach so für zehn Tage von zu Hause abhauen, zumal am Mittwochabend Champions League sei und die Bayern spielen würden. Dieses Spiel würde ich wohl verpassen.

Ich erwidere ihm, dass ich mit meinem Pilgerausweis kostengünstig in den Herbergen übernachten könne und dass ich mich zuerst für die Spiele der Dresdner Dynamos und erst dann für Bayern interessieren würde. Der dicke, mich an Schildkröte erinnernde Mann schien auf diese Antwort nur gewartet zu haben, denn kaum, dass ich zu Ende gesprochen hatte, legt er seinen Arm fast schon freundschaftlich auf meine Schulter. Ob ich als ein Sympathisant von Dynamo nicht bei ihnen bleiben und wenigstens ein Bier mit ihnen trinken wolle, fragt er. Obwohl ich mir vorgenommen

hatte, mein erstes Bier am heutigen Tag erst nach dem Erreichen des Hochsteins zu trinken, lasse ich mich überreden.

Zwischen mir und den Männern entspinnt sich ein Fachgespräch über die Ursachen der nun seit siebzehn Jahren bestehenden Krise meines Lieblingsvereins. Über die Stadt Görlitz, meint der mich an Dittsche erinnernde Mann, deren im Zentrum stehende historische Bauten in den letzten Jahren in Rekordzeit und in sehr guter Qualität saniert worden seien, könne man denken, was man wolle, am Niedergang von Dynamo trage die Stadt aber keine Schuld. Das Gegenteil sei vielmehr der Fall: Während heute die Stadt vor allem von zahlreichen pensionierten und finanziell gut situierten Westdeutschen bevölkert werde, hätten die Trainer des hiesigen Fußballklubs einst, um dem Verein zu helfen, ihre besten Fußballtalente nach Dresden geschickt. Zumindest bei Dixie Dörner, dem einstigen Weltklasselibero und Fußballgott vergangener Tage und bei Torsten Gütschow, dem letzten Torschützenkönig der DDR, sei dies erfolgreich gewesen, während Jens Jeremies seine besondere Kondition genutzt habe und nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden rasch zu den Bayern gewechselt sei. Endgültig ruiniert, fasst »Dittsche« die Ursachen des Niedergangs der Dresdner Dynamos zusammen, habe den Verein jedoch ein aus Hessen stammender Mann.

Ich fragte ihn, ob er damit den ehemaligen Präsidenten Rolf-Jürgen Otto meine. »Genau den«, antwortet er mir. Dabei hätten sie alle – er zeigt auf seine am Tresen stehenden Freunde – auf den Dicken damals all ihre Hoffnungen gesetzt. Von ihrer damaligen Fehleinschätzung scheinbar schwer berührt, verfallen die drei in ein kurzzeitiges Schweigen. Dynamo, fasst »Dittsche« nach einem Schluck Bier schließlich zusammen, könne sich zukünftig nur selbst helfen.

Ich stimme ihm zu und ergänze, dass der im Nachbarort Melaune aufgewachsene Robert Koch als torgefährlicher Linksaußen und als derzeitiger Kapitän immerhin Anlass zur Hoffnung gebe, zumal er wohl auch charakterlich zu einem Vorbild werden könne. Immerhin, erzähle ich, habe er bis vor zwei Jahren, da er sich in Dresden keine eigene Wohnung leisten konnte, bei seinem Bruder in Kleinröhrsdorf gewohnt und dort in aller Herrgottsfrühe vor dem Training die Schweineställe ausgemistet. Mit der Bemerkung, dass auch Michael Ballack, der ehemalige Kapitän der Nationalmannschaft, von hier stamme, und dass Görlitz, wenn man so wolle, mit Fug und Recht als heimliche Fußballhauptstadt von Sachsen bezeichnet werden könne, verabschieden mich die drei und entlassen mich zu meiner Pilgertour.

Eine Stunde später liegt die als »Tor nach Schlesien« bezeichnete Stadt hinter mir. Nachdem ich ein liebliches Dorf mit dem passenden Namen

1. Kapitel

»Liebstein« passiert habe, führt mich die gelbe Muschel auf blauem Untergrund entlang einer Hauptstraße nach Westen. Ein Radfahrer überholt und fragt mich, ob ich ein Pilger sei und bis wohin ich wandern wolle. Ich nicke, murmle etwas, das so ähnlich wie »Bis Leeipzsch« klingt, und hoffe, dass er sich mit der Antwort zufrieden gibt: Nach dem Besuch des Museums und dem Gespräch mit »Dittsche« und seinen Freunden will ich das soeben begonnene Pilgern nicht schon wieder unterbrechen. Der Radfahrer hat ein Einsehen: Ohne auf weitere Erklärungen zu warten, fährt er weiter. Ich bin froh und blicke ihm dankbar hinterher.

Nach einigen hundert Metern verlasse ich die Straße und betrete einen Feldweg. Ich breite die Arme aus und atme beim Gehen tief ein und aus. Endlich bin ich nicht mehr in der Stadt, endlich in der Natur und allein – und endlich fühle ich mich wirklich wie ein Pilger! Jetzt kann ich frei und unbeschwert atmen, die Häuser im Rücken, und auch der Staub und der Lärm der Straßen liegen hinter mir. Mein Blick ist befreit. Ich blicke auf ein Feld und dahinter auf einen Wald – hier gibt es keine Werbetafeln mehr, deren Botschaften mich oft aufregen, keine Verkehrsschilder, keine Schriftzüge an Fahrzeugen und Gebäuden, gegen die ich mich wappnen muss, damit mich die Flut der Informationen nicht ertränkt. Endlich kann ich meinen Tagträumen folgen, und endlich kann ich – wie es sich für einen richtigen Pilger ziemt – mein Tempo selbst bestimmen, ganz ungestört einen Fuß vor den anderen setzen!

Dann stehe ich auf einem Feld. Obwohl ich weder vor noch hinter mir weitere Pilger sehe und auch der Radfahrer längst meinen Blicken entwichen ist, bin ich nicht allein: Ungefähr zweihundert Meter vor mir kreuzen mehrere Rehe in hohem Tempo meinen Weg – nicht wissend, dass ich sie beobachte. Oder bemerken sie meine Anwesenheit doch? Auf der Höhe des Weges stoppen zwei Tiere ihren Lauf und schauen zu mir, schnuppern unruhig die Luft. Nach kurzem Zögern besinnen sie sich, dann springen sie mit weiten Sätzen und einer noch größeren Geschwindigkeit als zuvor zu ihren Artgenossen. Nachdem die Rehe meinen Blicken entwunden sind, gehe ich weiter auf dem Weg in Richtung Wald.

Ausgerechnet in den Wald, denke ich, ausgerechnet in den Wald! Mir kommt der 1905 im bulgarischen Russe geborene Schriftsteller Elias Canetti in den Sinn. Vor einiger Zeit las ich zum wiederholten Mal einige Kapitel seines Buches »Masse und Macht«. Ich erinnere mich daran, dass Canetti behauptete, die Beziehung zwischen dem Wald und dem deutschen Volk sei eine besondere: Während er den Engländern das Meer, den Niederländern den Deich und den Schweizern den Berg als ihre jeweiligen archetypischen Symbole zuschrieb, hat er den Wald zum Symbol der Deutschen erkoren. Schließlich sei, meint Canetti, in keinem anderen westlichen Land das

Gefühl für den Wald und die Liebe zum Wald so lebendig geblieben wie in Deutschland. Canetti zufolge sucht der Deutsche den Wald gerne auf, und er fühlt sich eins mit den hier in einer Reihe stehenden Bäumen. Dabei, so behauptet Canetti, unterscheide sich der deutsche Wald durch seine Sauberkeit und die gegenseitige Abgrenzung der Bäume gänzlich vom tropischen Wald, in dem Schlingpflanzen, sich in jede Richtung windend, kreuz und quer durcheinander wachsen, wobei sie den Blick in die Ferne und zu den Wipfeln der Bäume versperren. Während sich im tropischen Wald daher das Auge des Menschen in der Nähe verliere, blicke es im Wald der gemäßigten Klimazone sozusagen durch die Bäume hindurch in eine gleichbleibende Ferne. Ich überlege: Ordnung im Wald? Was soll das sein, Ordnung im Wald? Und ich frage ich mich weiter, wer denn die Ordnung herstellt und warum überhaupt im Wald Ordnung sein soll. Ich beruhige mich mit der Vermutung, dass Canetti den Wald und die hier hergestellte Ordnung wohl eher metaphorisch meinte.

Beim Stichwort Wald kommt mir nun auch der Schwarzwald in den Sinn, der einst dem Philosophen Martin Heidegger als Refugium diente. Dass mir ausgerechnet dieser Wald, der wohl nicht umsonst schwarzer Wald heißt, in den Sinn kommt, ist erstaunlich, denn ausgerechnet in diesem Wald, dem wohl deutschesten aller deutschen Wälder, war ich noch nicht. Und dennoch spukt mir in letzter Zeit vor allem jener Wald mit seinen dicht stehenden und hohen Bäumen bemerkenswert oft im Kopf herum. Erklärungen für dieses Phänomen sind, dass in diesem Wald das von Wilhelm Hauff geschriebene Märchen vom »Kalten Herz« beheimatet ist und dass in diesem Wald – in einer kleinen Hütte in Todtnauberg – Martin Heidegger während der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts das Buch »Sein und Zeit« schrieb.

Der Philosoph, der das existenzielle »Da-Sein« vom alltäglichen »Man-Sein« unterschied und während meines Studiums an der Leipziger Universität meine Begeisterung für den Existenzialismus weckte, war nach seinem Studium in Freiburg bewusst aus der Großstadt in den Wald gezogen und damit – existenzialistisch gesinnt und nach einer Begründung einer neuen Ontologie suchend – ebenso bewusst vor der bürgerlichen Beliebigkeit, Ängstlichkeit und Gemütlichkeit wie auch vor der Trivialität des Alltäglichen geflohen. Im Wald, auf den Wiesen, unter den Bäumen und in einer kleinen Hütte beschrieb er das selbstbestimmte, von gesellschaftlichen Einflüssen und den Grenzen des Zeitgeistes befreite »Da-Sein«, und er dachte – fernab vom hektischen Lehrbetrieb der Universität – über die Möglichkeit eines von der Metaphysik befreiten Denkens und die ontologischen Dimensionen der Seins-Vergessenheit nach.

1. Kapitel

Die Tragik seines Denkens besteht darin, dass selbst er, der in seinem Buch »Sein und Zeit« das philosophische Denken neu begründete, sich im Wald verirrt und eines Tages einen politischen Holzweg betrat, dem er fortan folgte. Denn er, der eine neue, eine ontologische Existenz begründete und dabei, seinem antiken Lehrmeister Platon folgend, ernsthaft an die realistische Möglichkeit glaubte, einen blutrünstigen Tyrannen philosophisch zu begleiten und ihn, im scheinbaren Schutz der universitären Akademie, staatsmännisch zu lenken, blieb auf dem einmal eingeschlagenen Weg. Martin Heidegger folgte diesem Irrweg auch, nachdem der Tyrann den schrecklichsten aller Kriege begonnen hatte, und sogar, nachdem er nicht mehr lebte. Diese mit einem Starrsinn verbundene Verwirrung ist bedenklich und bedauerlich zugleich, denn dass er einem Holzweg folgte, das bewies und zeigte ihn zum Beispiel auch Hannah Arendt, die in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts in Marburg seine Meisterschülerin und heimliche Geliebte gewesen war. Martin Heidegger, der die menschliche Existenz ontologisch neu deutete und der das menschliche Sein als ein »Sein zum Tod« beschrieb, blieb jedoch bei seiner Meinung. Er blieb auf dem Holzweg bis zu seinem Tod.

Endlich betrete ich den Wald. Es ist das erste Mal, dass ich als Pilger einen Wald betrete – und wirklich wechselt mit den nun mich umgebenden Bäumen die Perspektive: Im Unterschied zu den hinter mir liegenden weiten Blicken auf den Fluss und auf die Stadt ist mein Blick hier im Wald sehr begrenzt. Ich gehe auf sandigem Boden, meine Schuhe wirbeln winzige sandige Staubkörner und trockenes Laub auf. Auf der Erde sehe ich Buchen- und Eichenblätter vom vergangenen Jahr liegen, und darunter noch ältere, verwittert und feucht – Zeugnisse früherer Jahre, die der Wald auf seine ganz besondere Art und Weise bewahrt und wie ein verantwortungsvoller Nachlassverwalter auch für die nach uns Kommenden dokumentiert. Ich stelle fest, dass ich beim Gehen gerne feuchtes Laub, saftige Wiesen und weiches Moos spüre, denn dies macht das Wandern angenehm. Die Schritte knallen nicht wie auf einem trockenen Feldweg oder auf Asphalt, sondern federn auf dem weichen Untergrund, und wenn ich stehen bleibe und in die Stille höre, dann höre ich das leise Ächzen der Bäume und das Knarren der Äste im Wind. Ja, endlich bin ich im Wald! Endlich erlebe ich den Wald als Pilger und als Wanderer – und nicht, wie bisher, als ein Spaziergänger, der weiß, wo sein Auto steht und das nächste Wirtshaus sich findet.

In meinen Gedanken kehre ich zurück zu Elias Canetti und bleibe nach wenigen Schritten erneut stehen, da ich meine, dass seinen Thesen etwas Bestimmtes fehlt. Denn nun frage ich mich: Besitzt der Wald in der Nacht nicht eine zweite Natur, und wirkt er dann auf die in der Nähe des

Waldes lebenden Menschen oder auf Menschen, die sich in ihm verirren, nicht auch bedrohlich? Verwandelt sich der Wald nach dem Einbruch der Dunkelheit mit den im Wind ächzenden und krächzenden Bäumen, die auf einmal bedrohlich wirken wie schaurige Wesen, nicht in einen gruseligen Ort, und gleichen die am Wegrand stehenden Sträucher dann nicht Ungeheuern, die sich im Wind bewegen und sich von der Stelle zu rühren scheinen, als seien sie beseelt? Diese tatsächlich existierende Unheimlichkeit des nächtlichen Waldes zeigt eindrucksvoll der Film »The Village«; auch beschrieben bereits vor mehr als zweihundert Jahren die Romantiker um Eichendorff und Novalis in ihren Erzählungen das mit der Dunkelheit verbundene Unheimliche, und auch die Märchen der Brüder Grimm sind voll von Berichten über Hexen und dunkle Magie. Ich wische diese unschönen Gedanken jedoch weg, konzentriere mich auf das Hier und Jetzt und gehe entschlossen weiter.

Ich steige auf den Hochstein, den höchsten Gipfel der Königshainer Berge. Dem Reiseführer zufolge ist ein Wanderer oder Pilger hier nirgends weiter als fünf Kilometer vom Waldrand entfernt. Die am Wegrand und im Wald stehenden Bäume sind bemerkenswerterweise oft bis zur Mitte ihrer Stämme astlos und ermöglichen einen mehrere hundert Meter weiten Blick. Am Weg stehen mit Moos bedeckte und bis zu zwanzig Meter hohe Felsen. Sie bergen einen besonderen Granit, der so hart ist, dass während des Kaiserreichs Züge von Görlitz bis Berlin rollten, damit mit diesem Granit der Reichstag gebaut werden konnte.

Auf dem Hochstein angekommen, setze ich mich im Freisitz der Gaststätte auf einen von den nachmittäglichen Sonnenstrahlen angewärmten Stuhl. Von der nur wenige Minuten später an meinen Tisch geeilten Wirtin werde ich zum dritten Mal an diesem Tag gefragt, ob ich ein Pilger sei. Dies verwundert mich, da ich weder Stab noch Hut trage und auch die Muschel, die die mittelalterlichen Pilger an ihre Taschen oder Leinensäcke banden, fehlt. Ich verberge jedoch meine Verwunderung, nicke der Frau stattdessen freundlich zu und zeige ihr den Pilgerausweis. Sie lächelt zurück und weist mich darauf hin, dass ich als Pilger ein Anrecht auf ein Pilgermahl habe. Dieses Angebot lasse ich mir nicht zweimal machen und bestelle eine Möhrensuppe und ein Bier.

Den Hochstein verlasse ich in westlicher Richtung. Der Weg erweist sich als deutlich kürzer als der Aufstieg, so dass ich schneller als gedacht das erste Dorf erreiche. In Arnsdorf betrete ich jedoch nicht die Herberge, sondern eine nach Krobnitz führende kleine Straße. Der Grund: Ein mit der Geschichte der Oberlausitz vertrauter Dresdner Freund hatte mich vor dem Beginn der Tour darauf hingewiesen, dass ein preußischer Kriegsminister nach der 1871 in Versailles erfolgten Reichseinigung am

1. Kapitel

Rand von Krobnitz ein Schloss errichten ließ. Dieses Schloss passe jedoch mit seiner Protzigkeit im neoklassizistischen Baustil gar nicht in die hiesige liebliche Gegend mit ihren sanften grünen Hügeln und ihren malerisch, geradezu harmonisch sich aneinanderreihenden Feldern, zumal es den vom Preußentum beherrschten Zeitgeist der damaligen militärischen Eliten repräsentiere. Ich vermute, dass es dem Bauherrn egal war, ob sein Schloss in diese Gegend passt oder ob nicht. Als Preuße plagiierte er das in Berlin stehende Gebäude des preußischen Kriegsministeriums, womit er auch die Macht des preußischen Militarismus im bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges vom preußischen Adler regierten Niederschlesien zementieren wollte. Ich betrete dennoch das Gebäude und besichtige eine im ersten Stock untergebrachte Ausstellung über das Leben eines einst hier residierenden Grafen.

Am Ausgang der Ausstellung steht ein kleiner Tisch, darauf liegt ein Gästebuch. Im Buch dankt eine im Berliner Villenort Zehlendorf wohnende Frau den Vertretern der Gemeinde für die lehrreiche und bildhafte Ausstellung und den Arbeitern für den Wiederaufbau des Schlosses. Dies sei, so schreibt sie, umso erfreulicher, da die Kommunisten mit ihrer verblendeten und kulturlosen Ideologie es nicht vermocht hätten, dieses einzigartige Zeugnis preußischer Baukunst zu achten und zu erhalten. Mit dem Wunsch, dass der kommunistischen Barbarei nun Zeiten der Kultur folgen und dem Schloss viele friedvolle Jahre bevorstehen mögen, beendet sie ihre Zeilen. Die Frau zwingt mich zum Widerspruch! Ich nehme den neben dem Buch liegenden Kugelschreiber in die Hand und schreibe, dass auch ich den Arbeitern und den Vertretern der Gemeinde für den Wiederaufbau des Schlosses danke. Denn was könne das Gebäude, das einst ein Adliger als Zeichen seiner Macht und familiäre Residenz bauen ließ, dafür, dass es in die eine gesellschaftliche Ideologie passt und in eine andere nicht? Ich bitte jedoch, zu bedenken, dass der in der Ausstellung euphorisch gewürdigte Graf nicht schuldlos am Militarismus des deutschen Kaiserreichs gewesen sei. Ist es nicht zynisch, so schreibe ich fragend weiter, dass die konservativen Adligen, die 1848 die vom liberalen Bürgertum angestrebte Reichseinigung mit brachialer Gewalt verhinderten und das erste frei gewählte Parlament der Frankfurter Paulskirche 1849 gewaltsam auflösten, sich im Januar 1871 von den deutschen Landesfürsten für die Reichsgründung feiern ließen – und das im französischen Versailles, nach drei blutigen und schmutzigen Kriegen? Waren, so frage ich weiter, die preußischen Adligen unter Führung Bismarcks nicht mit dafür verantwortlich, dass die Mehrheit des Bürgertums nach der gescheiterten Revolution unter den Mantel der staatlichen Autorität kroch und ein Leben in Sicherheit einem Leben in

Freiheit vorzog? Und ist es nicht tragisch, frage ich, dass sich das deutsche Bürgertum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Macht des Adels fügte, sich diesem anboterte, und dass der Adel und mit ihm die vielen kleinen und doch so mächtigen Diederich Heßlings triumphierte? Denn es waren die preußischen Adligen, die – unter Bismarcks Führung – mit ihrer Arroganz gegenüber den französischen Nachbarn dafür sorgten, dass die deutsch-französische »Erbfeindschaft« bis ins zwanzigste Jahrhundert währte und ebenfalls mit in den Untergang führte. Gewiss, so schreibe ich, offenbarten die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in der DDR an die Macht gelangten kommunistischen Funktionäre sich nur allzu oft als kleingeistig denkende, oft skrupellos und kleinbürgerlich handelnde Karrieristen; gewiss war der Abriss vieler Kirchen und Schlösser unnötig und letztlich ein Akt der kulturellen Barbarei. Aber, so frage ich weiter, schien der Sozialismus denn damals, als nach dem Zweiten Weltkrieg zumindest im östlichen Teil Deutschlands alles anders, neu und besser werden sollte, nicht eine realistische gesellschaftliche Alternative zur bürgerlich-liberalen und zur bürgerlich-konservativen Gesellschaft zu sein? Eine Alternative auch gegenüber dem sogenannten »langen« bürgerlichen 19. Jahrhundert, das in Deutschland von 1815 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges währte, das sich nach dem Abgrund dann erneut etablierte und 1933 die nationalsozialistische Barbarei nicht verhinderte? War dieser Sozialismus, der bewusst die unheilvolle Koalition des Großbürgertums mit den alten feudalen Adelseliten auflöste und sich zudem als ein gesellschaftliches Gegenmodell zur hektischen und nervösen Phase des liberalen Zeitalters der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts verstand, nicht eine mögliche Alternative zu den bisher in Deutschland an die Macht gelangten Gesellschaftsformen mit ihren jeweils herrschenden Eliten?

Ich verlasse das merkwürdige Schloss und wandere nach Melaune, wo ich im Kulturhaus der evangelischen Gemeinde übernachtete. Im Dachgeschoss des Hauses verbindet ein großer Flur die Räume miteinander. Im Schlafzimmer stehen sieben Betten, und ihnen gegenüber steht auf einem kleinen Tisch ein Fernseher. Ich lege mich auf ein Bett und ruhe mich einige Minuten aus. Dem kurzen Schlaf folgt das Duschen und dann ein selbst zubereitetes Abendbrot. Danach schaue ich die im Fernsehen gezeigte Neuverfilmung des Märchens vom Schneewittchen. Ich mag die neu verfilmten Märchen: Sie kommen locker und leicht daher, auch fehlt ihnen der erhobene pädagogische Zeigefinger, der den in den 50er Jahren in Ost und West gedrehten Filmen eigen war. Ihn fand ich oft unnötig und störend – bis auf eine Ausnahme: das 1950 von der DEFA verfilmte Märchen vom »Kalten Herz«. Erwin Geschonneck – ein überzeugter Kommunist, der in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts von den

Nazis verhaftetet worden war und viele Jahre als Häftling in mehreren Konzentrationslagern verbrachte – brillierte in diesem Film in der Rolle des gruseligen »Holländer Michel«. Ich erinnere mich daran so genau, weil ich mich, als ich den Film zum ersten Mal sah, wirklich gruselte – und ich glaube, dass Geschonneck den »Holländer Michel« fünf Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit Absicht so besonders schaurig spielte. Ich erinnere mich daran aber auch deshalb, weil ich Gesprächsabende im akademischen Leipziger Milieu erlebte, in denen auch über diesen Film gesprochen wurde und in denen der Film – und vor allem Geschonneck in seiner Rolle – abgelehnt wurde. Er sei, so hörte ich die Freunde und vor allem die Freundinnen sagen, in seiner Rolle für Kinder ungeeignet und zu schaurig, und er habe die Rolle überzogen dargestellt. Ich versuchte, sie aufzuklären und die Absicht von Geschonneck zu verdeutlichen, aber ich wurde allzu oft nicht gehört.

An solchen Abenden kam mir oft der Philosoph Walter Benjamin in den Sinn, der in den 20er und 30er Jahren des letzten Jahrhunderts mit scharfsinnigen Texten die Doppelmoral der bürgerlichen Gesellschaft beschrieb und die in der Öffentlichkeit gern verdrängte Abhängigkeit des bürgerlichen Lebens von Besitz und Geld erkannte und kritisierte. »Die Leute«, schrieb er zu Beginn der 30er Jahre in seinem Text »Kaiserpanorama«, »haben nur das engherzigste Privatinteresse im Sinne, wenn sie handeln [...]«. Und weiter: »Denn indem einerseits das Geld auf verheerende Weise im Mittelpunkt aller Lebensinteressen steht, andererseits gerade dieses die Schranke ist, vor der fast alle menschliche Beziehung versagt, so verschwindet wie im Natürlichen so im Sittlichen mehr und mehr das unreflektierte Vertrauen, Ruhe und Gesundheit.« An diesen Abenden, als ich auf Benjamins Texte hinwies, mir jedoch keiner zuhörte, stellte ich irritiert und resigniert fest, dass sich viele meiner in Leipzig und im Leipziger Umland lebenden Freunde und Bekannten zwar »links« nennen, dass sie ihr Links-Sein aber mit einem Kratzen an der gesellschaftlichen Oberfläche und mit stetig sich abwechselnden Kämpfen für einzelne benachteiligte Gruppen verwechseln, wobei sie so Wichtiges wie die Kritik des gesellschaftlichen Allgemeinen und die Lösung der sozialen Frage aus den Augen verlieren. An diesen Abenden wurde mir bewusst, dass »links« im neoliberalen Zeitalter sehr oft ein Synonym für die Haltung einer Haltungslosigkeit zu sein scheint, ein Synonym für einem bloß noch privilegierten, pseudo-linken Öko-Lifestyle. »Links«, so wurde mir bewusst, bedeutet nur allzu oft einen Konsens-Kommunismus, bei dem moralischer Gemeinsinn sich letztlich darauf beschränkt, sich in der eigenen Blase zu spiegeln. An solchen Abenden, an denen die mit mir befreundeten Vertreter des akademisch gebildeten und wohlhabenden

städtischen Bürgertums zwar Zitate aus Brechts »Dreigroschenoper«, dem »Kommunistischen Manifest« oder dem »Kapital« zitierten, offenbarten sie mir aber doch, dass sie es in Wahrheit um jeden Preis vermeiden, über die Bedeutung des Begriffs Sozialismus nachzudenken oder ihn gar auszusprechen und sich stattdessen mit gesellschaftlichen Scheindiskussionen begnügen und nicht – wie beispielsweise Ernst Bloch, Walter Benjamin und Erich Fromm es in ihren Schriften versuchten und wie Adorno in seinem Buch »Minima Moralia« forderte – zum Wesentlichen vordringen wollten: zur Kritik des Kapitalismus.

An diesen Abenden erkannte ich auch, dass die von Geschonneck wenige Jahre nach dem schrecklichsten aller Kriege bewusst bis ins Archaische gesteigerte Kritik an der moralischen Verwerflichkeit einflussreicher Vertreter der bürgerlichen Gesellschaft – die sich, um reich und mächtig zu werden, nur allzu gern und ohne Skrupel der Macht des Geldes und den vom Kapital bestimmten Normen und Werten unterwerfen – von vielen meiner ehemaligen Studienfreunde und -freundinnen abgelehnt oder gar nicht wahrgenommen wird. Kritik an justiziablen Verfehlungen Einzelner? – Gewiss! Aber Kritik am Kapitalismus, an der von ihm begründeten Lebensweise und an von ihm verursachten globalen gesellschaftlichen Verwerfungen? Die Forderung nach grundlegenden Veränderungen der Verhältnisse? – Nein, nicht doch! Kritik am gegenwärtig herrschenden neoliberalen System? – Auf keinen Fall, nicht mit uns! »Seien wir doch dankbar«, werde ich dann oft beschwichtigt. »Seien wir dankbar für die Segnungen der neoliberalen Gesellschaft. Sie und nur sie«, werde ich belehrt, »gewährleistet Freiheit und nur sie bietet technischen Fortschritt und materiellen Wohlstand.«

Ich schwieg an solchen Abenden betroffen und dachte: Es ist, wie es ist – sie reden von Freiheit, aber in Wahrheit reduziert sich ihre Vorstellung von Freiheit auf den vom russisch-britischen Philosophen Isaiah Berlin begründeten »negativen« Freiheitsbegriff (Freiheit von einem äußeren Zwang), statt eine »positive« Freiheit (Freiheit zu einer selbstbestimmten Existenz) im Denken zuzulassen oder nach ihr zu streben. Der im Neoliberalismus Karriere machende Mensch verharrt im Denken und Handeln in wirtschaftlichen Kategorien und passt sich den ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnissen an. Für ihn bedeutet es Freiheit, wenn der Staat sein Eigentum schützt und zugleich sein legitimer Handlungsspielraum am Markt von politischen Eingriffen verschont bleibt. Der »negative« Freiheitsbegriff negiert jedoch – im Unterschied zum frühen 19. Jahrhundert, als der politische Liberalismus gegenüber dem Konservatismus des Klerus und des Adels bürgerliche Mündigkeit und bürgerlich-selbstständiges Handeln begründete – die »positive« Freiheit.

Das hat zur Folge, dass der gegenwärtige Freiheitsbegriff – ebenso wie schon vor einhundert Jahren während der Jahre der Weimarer Republik – letztlich auf die Integration der Menschen in Marktprozesse abzielt. Diese einseitige, ökonomisch und utilitaristisch definierte Freiheitsdeutung hat jedoch paradoxe Konsequenzen: So galt im damaligen liberalen und gilt im heutigen neoliberalen Sinne ein Mensch, der den Marktprozessen unterliegt, auch dann als frei, wenn er für einen Hungerlohn arbeiten und vielleicht sogar, um zu überleben, mehrere Jobs annehmen muss, während ein reicher Mensch – dem aus seiner Sicht staatliche Einrichtungen Geld wegnehmen, um beispielsweise Soziales zu finanzieren – sich als vom Staat betrogen und in seiner Freiheit eingeschränkt fühlt. Die negativen gesellschaftlichen Folgen einer einseitigen Anerkennung der »negativen« Freiheit hatte wohl auch Erwin Geschonneck erkannt, und er hat davor gewarnt – aber vergeblich.

Neoliberale Mantras sind, dass sich der Staat von Eingriffen in Marktprozesse fernzuhalten habe und in möglichst allen gesellschaftlichen Bereichen Privatisierungen zu vollziehen seien. Der mit dem Liberalismus verbundene Kapitalismus, so behaupten die mehrheitlich akademisch ausgebildeten und in den Großstädten lebenden Bildungsbürger, habe sich bisher – abgesehen vom am 25. Oktober 1929 stattgefundenen »schwarzen Freitag« in New York und abgesehen von den dadurch mit verursachten von 1933 bis 1945 in Deutschland währenden zwölf dunklen Jahren – stets aufs Neue reformiert und außerdem – diesen Hinweis hörte ich nur allzu oft – ginge es uns doch gut. Ja, uns geht es gut, denke ich, vor allem materiell – was interessieren uns da die strukturellen globalen Zusammenhänge? Was interessiert uns die Tatsache, dass der vor einhundert Jahren in den USA und in Westeuropa vorherrschende Liberalismus mit dem hiermit verbundenen Kapitalismus und der ebenso damit verbundenen bürgerlichen Demokratie im Land von Goethe, Bach und Kant den Nationalsozialismus nicht verhinderte, während jetzt wieder die Allmacht des Marktes gepriesen wird und sich der gesellschaftliche Reichtum erneut immer mehr in den Händen von einzelnen Milliardären und Großkonzernen konzentriert? Erfolg und Einfluss machen süchtig, und viele, die in Großstädten wie Leipzig oder in deren Umland wohnen, lechzen danach – und nach den damit verbundenen Privilegien und Gehältern.

Ich liege in der Pilgerherberge in Melaune auf einem der sieben Betten und denke über die Jahre seit 1990 nach, als mich ein seltsames Geräusch aus meinen Gedanken reißt. Ich schrecke auf und sehe, dass im Film ein Zwerg gestolpert ist, wodurch der Sarg mit der darin liegenden Schönen mit lautem Getöse auf die Erde stürzte – und Schneewittchen erwachte!

Mir wird bewusst, dass die im Sarg liegende Prinzessin nicht, wie ich bisher glaubte, durch den Kuss des Prinzen gerettet wurde, sondern durch das Stolpern eines Zwerges. Dass Schneewittchen ohne die Hilfe des Prinzen dem Totenreich entwich, gibt dem Märchen plötzlich einen neuen Sinn. Kurzzeitig frage ich mich, ob Schneewittchen den Prinzen wohl lieben wird, obwohl sie ohne ihn erwachte. Letztlich wird jedoch alles gut: Der Prinz darf die Schöne küssen, und ein im sächsischen Muldental stehendes Schloss zeigt sich im Film als prachtvoll geschmückte Kulisse für eine märchenhafte Traumhochzeit.